

Die Radiopredigten

auf DRS 2 gehört – als Ergänzung notiert. Es gilt das gesprochene Wort

Franziska Loretan-Saladin, römisch-katholisch

19. Oktober 2008

Gebt Gott, was Gott gehört

Matthäus 22,15-22

Guten Morgen, liebe Hörerin, lieber Hörer

Zwei Männer der Stadtgärtnerei blasen die Herbstblätter vom Weg am Waldrand. Wenn es trocken ist, finde ich dies schade, denn ich gehe gern durch die raschelnden Blätter. Aber wenn es nass ist, bin ich froh, wenn die Blätter weggeputzt sind. Sie machen sonst den steil abfallenden Weg zur Rutschbahn. Die Stadtbeamten handeln vorausschauend und verantwortungsvoll, indem sie das Laub wegwischen lassen.

Eine Journalistin kommentiert am Radio den Verlauf der Börsenkurse. Jeden Tag braucht sie neue Superlative: „schwärzester Montag seit...“, „grösster Kurssturz in Tokio seit...“, „der tiefste Stand des Dow Jones seit...“. Wenn sie danach gefragt wird, wie die weitere Entwicklung aussehen könnte, hat sie keine klare Antwort mehr. Sie spricht eher wie eine Psychologin: Die Händler sind verunsichert. Sie reagieren mit Panik auf kleinste Signale. Das Vertrauen ist verloren gegangen.

Kaum einer wagt zu sagen, welches letztlich die Auswirkungen der gegenwärtigen Finanzkrise sein werden. Aber alle munkeln, dass wir die Folgen spüren werden. Aufschrecken lassen Worte wie: Verlust, Rezession, Kurzarbeit, Arbeitslosigkeit.

Wie ein Herbststurm wehen die Meldungen fallender Börsenkurse durch die Zeitungsblätter. Die kurzzeitige Erholung kann nicht darüber hinwegtäuschen: Eine Naturkatastrophe oder eine schwere Grippewelle scheint über die Finanzwelt hereingebrochen zu sein. Doch es ist keine Naturkatastrophe. Es gibt Verantwortliche dafür. Geld und Markt, Banken und Versiche-

rungen sind von Menschen gemacht und werden von Menschen gelenkt. Die Börse ist kein selbständiges Individuum mit eigenen Absichten. Der Markt trifft seine Entscheidungen nicht von sich aus. Eine Bank, auch wenn sie als juristische Person organisiert ist, kann nicht selbst darüber nachdenken, wie sie ihre Ziele erreicht. Sie wird auch nicht von sich aus einfach krank, weil sie ein Virus erwischt hat, das nun mit einer „Finanzspritze“ kuriert werden könnte. Immer sind es Menschen, die in den verschiedenen Institutionen Verantwortung tragen und dafür meist sehr gut bezahlt werden.

Der brasilianische Befreiungstheologe Leonardo Boff nahm bei seinem Vortrag in Bern kein Blatt vor den Mund: Dass im kapitalistischen System der Markt sich selber unsichtbar regiert und für Ordnung sorgt, hat sich in der globalen Finanzkrise eindeutig als „Illusion“ herausgestellt, als „skandalöse Lüge“. In diesem Sinne kann die Krise nur heilsam sein. Denn sie zeigt, in welchem erschreckendem Ausmass Spekulationsgeld ohne Verbindung zu realem Kapital zirkuliert. Eine der grössten Herausforderungen in der gegenwärtigen Krise besteht also darin, dass zwischen dem Geld und der materiellen Wirklichkeit wieder ein Zusammenhang hergestellt wird.

Auch hier verrät die Sprache einen Teil des Problems: Die immensen Wertverluste bei den Aktien wirken sich nun auch auf die „reale“ Wirtschaft aus, konnte man verschiedentlich hören. Was in meinen Ohren heisst: Die Aktien hatten nicht mehr viel mit der Realität zu tun, nämlich der Herstellung von Produkten und Dienstleistungen.

Lieber Hörer, liebe Hörerin: In der Bibel gibt es eine eigenartige Aussage Jesu im Zusammenhang mit Geld: *„Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört, und Gott, was Gott gehört!“*. Enthält dieser Satz vielleicht einen Ansatz dazu, wie wir uns in der Nachrichtenflut über Geld, Börsen und Märkte orientieren könnten?

Zunächst: In welchem Zusammenhang steht dieser Satz? Auch die Frauen und Männer in Palästina zur Zeit Jesu hatten ihre Sorgen mit dem lieben Geld. Das Land war besetzt von den Römern. Darunter litten vor allem die einfachen Leute um Jesus. Ein ganzes Bündel von Steuern und Abgaben belastete ihr Budget: Zunächst mussten sie eine Grundsteuer abliefern, teilweise in Naturalien.

Dann hatten sie Zölle zu bezahlen für ein- und ausgeführte Waren. Von diesen Zöllen wollten neben den Römern oft auch die Zollbeamten ihren Profit abzweigen, weshalb die Zolltarife oft willkürlich festgelegt waren.

Schliesslich musste jeder Angehörige des jüdischen Volkes jedes Jahr auch noch verschiedene Kopfsteuern bezahlen: eine Steuer für Vermögen und Einkünfte, sowie einen Silberdenar für jede im gemeinsamen Haushalt lebende Person.

Eine Möglichkeit, über Höhe und Verwendung dieser Steuern mitzureden, gab es natürlich nicht. Und die Steuereintreiber liessen nicht mit sich spassen. Die Abgaben wurden teilweise mit grausamsten Methoden eingetrieben, wie der christlich-römische Schriftsteller Laktanz weiss: Man folterte die Steuerpflichtigen bis sie gegen sich selbst aussagten. Und wenn sie der Schmerz überwältigte, schrieb man ihnen als Eigentum zu, was gar nicht vorhanden war. Weder Alter noch Gebrechlichkeit fanden Nachsicht. Wen wundert's, dass die Steuern an die Besatzungsmacht gefürchtet und verhasst waren!

Einige von den Pharisäern suchten nun eine Auseinandersetzung mit Jesus. Dazu wählten sie genau das politisch brisante Thema der Kopfsteuer an die Römer. Das Matthäusevangelium berichtet darüber im 22. Kapitel:

„Da gingen die Pharisäer hin und hielten eine Beratung ab, wie sie ihn mit seinen Worten fangen könnten, und sandten ihre Jünger zusammen mit den Leuten des Herodes zu ihm. Die sagten: Meister, wir wissen, dass du wahrhaftig bist und den Weg Gottes in aller Wahrheit lehrst und nach niemand fragst; denn du achtest nicht auf das Ansehen der Person. Sag uns also, was dir richtig scheint: Ist es erlaubt, dem Kaiser Steuern zu zahlen oder nicht?

Als nun Jesus ihre Bosheit merkte, antwortete er: Ihr Heuchler, was stellt ihr mich auf die Probe? Zeigt mir die Steuermünze! Und sie reichten ihm einen Silberdenar. Und er fragte sie: Wessen Bild und Inschrift ist das? Sie antworteten ihm: Des Kaisers. Da sagte er zu ihnen: So gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört, und Gott, was Gott gehört!

Als sie das hörten, wunderten sie sich, liessen ihn stehen und gingen fort.“

Obwohl die Juden im Grunde keine Wahl hatten, die Steuern zu bezahlen, war die Frage nach der Steuer an den Kaiser umstritten. Antwortete Jesus nämlich mit Ja, so betrachtete man ihn als Verräter des Volkes, ja, mehr noch, sogar als Götzendiener. Steuern zu bezahlen an die römische Besatzung, war für Viele nicht zu vereinbaren mit dem Bekenntnis zum Gott Israels. Mit einem klaren Ja hätte Jesus also den Unmut seiner jüdischen Glaubensgeschwister auf sich gezogen.

Hätte Jesus aber mit Nein geantwortet, dann wäre er als Aufrührer gegen die Römer da gestanden. Die Steuer an den Kaiser zu verweigern, wäre gleichbedeutend mit einem Aufstand gegen die Besatzungsmacht. Entweder

hätten die römischen Aufseher gleich selbst zugeschlagen, oder die Fragesteller hätten ihn beim römischen Statthalter verklagen können.

Jesus sagte weder Ja noch Nein. Mit seiner Rückfrage nach dem Bild auf der Steuermünze liess er seine Herausforderer zunächst selber antworten. So einfach ist das: Auf der Münze ist der Kaiser abgebildet. Also: „Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört.“ Und für jene, die aus der Steuerfrage eine Glaubensfrage machen wollten, fügte er hinzu: „Und gebt Gott, was Gott gehört.“

Aber ist das wirklich logisch? So ganz geht mir Jesu rhetorischer Kniff noch nicht auf. Mochte auch das Bild des Kaisers auf die Münze geprägt sein, die Bauern und Purpurchändlerinnen mussten dieses Geld mit harter Arbeit erwerben. Und die Steuereintreiber waren wie gesagt nicht zimperlich. Sah Jesus diese Not nicht?

Indirekt sagte er mit seiner Aussage ja doch, dass es recht ist, dem Kaiser die Kopfsteuer zu bezahlen. Er ergänzte einfach noch, dass ebenso Gott Anspruch hat auf das, was ihm gehört. Doch was gehört Gott? Weshalb sprach Jesus so rätselhaft? Warum sagte er nicht einfach: „Handelt so, wie ihr es vor Gott und vor eurem Gewissen verantworten könnt.“

Die Rückfrage Jesu an seine Herausforderer muss noch einen tieferen Sinn haben. Also noch einmal: Sie reichten ihm den Silberdenar. Und nun sehe ich sie alle die Köpfe zusammenstecken über der Münze in der Hand Jesu. „Wessen Bild und Inschrift ist das?“ – „Des Kaisers.“ Und während sie sich wieder aufrichteten und Jesus in die Augen schauten, fügte er hinzu: „So gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört, und Gott, was Gott gehört!“ Das heisst: Dem Kaiser gehört sein Bild, die Münze. Und Gott gehört – auch sein Bild, aber wo ist das?

Für die gläubigen Juden und Jüdinnen war klar, wo und wer Gottes Bild ist. Sie kannten die Stelle ganz am Anfang der Bibel, im ersten Schöpfungsbericht, wo es heisst: „*Gott schuf also den Menschen als sein Bild; als Bild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie*“. (Gen 1, 27)

Mit seiner Aussage bestimmte Jesus das Verhältnis zwischen Geld und Gott: Das Geld, das dem Kaiser bezahlt werden musste, war zwar mühsam erarbeitetes Geld. Und es war eine schwere Last, diese Steuern bezahlen zu müssen. Viel wichtiger aber ist, sich selbst nicht an das Geld zu binden. Wer dem Kaiser Steuern bezahlt, gehört deswegen nicht dem Kaiser und verliert mit dem Geld nicht sich selbst.

„Gebt Gott, was Gott gehört“, heisst: Du bist ein Bild Gottes und gehörst Gott, der Lebendigen, wie auch deine Mitmenschen! Du selbst, bist viel mehr wert als das Bild des Kaisers. Auf dich kann niemand Anspruch erheben, weder der Kaiser, noch das vom Kaiser gemachte Geld. Du hast deine unverlierbare Würde, weil du als Gottes Bild geschaffen bist.

Der Wirtschaftswissenschaftler Hans Christoph Binswanger antwortete in einem Interview genau mit diesem Zitat auf die Frage, was die Bibel zum Thema Geld zu sagen habe. Und er ergänzte: „Das Geld gehört dem Kaiser, das heisst dem Staat. Es ist seine Schöpfung. Die Welt als ganze aber ist Gottes Schöpfung und als solche der Schöpfung des Kaisers vorgegeben. Die Schöpfung Gottes ist darum für uns nicht beliebig verfügbar.“ Weil aber das Geld eine Schöpfung des Menschen ist, trifft den Menschen im Umgang mit dem Geld eine umso grössere Verantwortung.

Daran möchte ich gerade in diesen Tagen denken. Da ist das Wort „Hoffnung“ erstaunlich oft zu hören: Die Anleger hoffen, dass sich endlich ein Ende der Krise abzeichnet. Die Bankiers hoffen auf Unterstützung der Staaten. Die Politikerinnen hoffen, dass ihre milliardenschweren Massnahmen bald dauerhaft positive Wirkung zeigen.

Ich hoffe, dass die Männer und Frauen in den Banken und an den Finanzmärkten sich nicht lähmen lassen von der Katastrophenstimmung.

Ich hoffe, dass sie ihre Handlungsspielräume nutzen und sich nicht an kurzfristige Erfolge und Profite binden.

Ich hoffe, dass sie verantwortlich handeln im Interesse aller, so wie die Männer der Stadtgärtnerei, wenn sie das Herbstlaub zusammenwischen. Ich wünsche Ihnen einen hoffnungsfrohen Sonntag!

*Franziska Loretan-Saladin
Obergütschstr. 8, 6003 Luzern
franziska.loretan@radiopredigt.ch*

Auf DRS 2 und auf DRS Musigwälle um 9.30 Uhr (kath.) und um 9.45 Uhr (ref.)